

The Sun King's Atlantic

Jutta Wimpler, *The Sun King's Atlantic. Drugs, Demons and Dyestuffs in the Atlantic World, 1640–1730 (The Atlantic World; Bd. 33), Leiden/Boston (Brill) 2017, 229 S., 9 Abb., 80,00 €*

Die Studie bietet einen kondensierten Einstieg in die französische Überseehandelspolitik zur Zeit des Sonnenkönigs, die sich im Wesentlichen auf die sogenannte *Atlantic World* erstreckte. Sie bietet eine profunde Auswertung bereits vorliegender Forschungsliteratur zu den unterschiedlichsten Gütern, Produkten (unter anderem Elfenbein, Hölzer, Pelze, Indigo, Baumwolle, Zucker) sowie *concepts* (Heilkunde, Religion) und formuliert, wie weiter unten ausgeführt wird, einige Thesen zum Re-Writing der Expansions- und Kolonialgeschichte aus der in der deutsch- und englischsprachigen Forschung weitgehend unterbelichteten französischen Perspektive. Mit ihrem Interesse an Materialien (Objekte, Stoffe, Farben und Nahrungsmittel) und Konzepten nimmt die Autorin neuere historiografische Trends in der Erforschung von materiellen Kulturen und *travelling concepts* auf. Allerdings geht das mit dem erklärten Verzicht auf eine akteurszentrierte Perspektive einher, wie sie derzeit vor allem in der US-amerikanischen Geschichtswissenschaft diskutiert wird (Walter Johnson, Dilip Gaonkar). Ihre Protagonisten, so die Autorin, seien »things and concepts, that go beyond the individual recipient or author«. Diese Engführung erweist sich als problematisch; am deutlichsten erkennbar an dem verallgemeinernden Gebrauch der kollektivierenden Begriffe »the French«, »the Europeans«, »the Africans« und so weiter.

Das Buch wird zudem überschattet von einem in der Einleitung benannten methodischen Grundproblem. Den Ausgangspunkt für Wimplers Untersuchung nämlich bilden Importlisten dreier französischer Häfen (Bordeaux, Marseille, La Rochelle),

in denen die Importe an die königlichen Regierungsbeamten gemeldet werden sollten, um die steuerlichen Abgaben zu ermitteln. Diese Listen weisen Wimpler zufolge größere Überlieferungslücken auf, sie fingierten geringere Importe und ließen manche der importierten Güter aus, um die Steuerabgaben gering zu halten und den lukrativen grauen und schwarzen Handel nicht zu gefährden. In Forschungen zu niederländischen und britischen Handelskompanien (Oscar Gelderblom, Meha Priyadarshini) wird von einem Schwarzmarktanteil am Gesamthandelsvolumen von ca. 70 Prozent der Schiffsladungen ausgegangen. Mit dieser Quellengrundlage verbindet sich also ein methodisches und inhaltliches Dilemma. Denn die Quellen, die Wimpler verwendet, bilden Realität nicht ab, sondern konstruieren eine, mit der die ökonomisch bedeutenden Handelsaktivitäten des informellen Marktes verdeckt und gedeckt werden sollten. Dennoch stützt sich Wimpler, die dieses Dilemma selbst expliziert, in objektivierender Weise (Diagramme, statistische Auswertungen) auf diese Listen als zentrale Quelle, um die französischen Importe und damit das Kauf- und Konsumverhalten französischer Männer und Frauen, zudem fast ohne soziale Differenzierung, nachzuvollziehen. Somit wird eine Ist-Realität behauptet, die auf Quellen beruht, deren Absicht es war, eben diese Realität zu verschleiern.

Auf der Grundlage dieser Listen folgt die Autorin in sechs Kapiteln einigen Produkten in ihre außereuropäischen Herkunftsgebiete. Dabei sind entsprechend der französischen kolonialen Aktivitäten im Untersuchungszeitraum vor allem die westafrikanische Küste sowie die karibischen Kolonien (Guadeloupe, Martinique, Saint Domingue, Cayenne) zu nennen. Wimpler verfolgt dabei den Anspruch, bestehende Narrative zu hinterfragen und gegebenenfalls umzuschreiben. Dazu gehört unter anderem die Vorstellung, der französische Handel habe vor 1730 vor allem auf Zucker und Sklaven beruht. Indigo war (verbunden mit einer

color revolution), so ihre These, das bislang unberücksichtigte dritte wichtige Produkt in dieser Reihe französischer Importgüter aus den karibischen Kolonien. Diese »Korrektur« erstaunt in Anbetracht auch der zitierten Forschung, die sowohl mit der Vorstellung einer *color revolution* aufgeräumt als auch längst die Bedeutung des Indigo für die *West Indies* seit den 1620er Jahren diskutiert hat.

In einem weiteren Strang argumentiert Wimpler dahingehend, die Expansion Frankreichs (oft synonym verwendet mit Europa) als Einfallstor für außereuropäische Wissensbestände zu verstehen, wobei sie sich insbesondere auf heilkundliche und medizinische Aspekte fokussiert. Französische Gelehrte, Reisende oder Plantagenbesitzer seien durchaus an dem interessiert gewesen, was Sklavinnen und Sklaven wussten, um zu heilen, denn oft litten sie an denselben Erkrankungen. Aber: »neither Caribs nor African slaves liked to give away medical knowledge, which often frustrated Europeans profoundly«. Hier offenbart sich eine das gesamte Buch durchziehende Aufrechnung, die die fundamentale Bedeutung von Sklavenarbeit und damit Gewalt zwar benennt, aber nicht analytisch fruchtbar macht. Anderenfalls wären Denkbausteine wie: »The Africans' relative immunity to major killers like malaria and later on yellow fever may have reinforced the demand for African slave labor amongst planters« kaum vorstellbar.

Interessant ist die Verbindung, die sich zur Körpergeschichte herstellen lässt: Der Körper selbst, so suggeriert es der Titel des Kapitels *Body Matters*, wird zum Erprobungsfeld neuer, zum Teil unbekannter Substanzen. In der geringen Scheu französischer Männer und Frauen, sich diese Mittel anzueignen und somit auch Praktiken aus anderen kulturellen Kontexten zu übernehmen, deuten sich spannende körpergeschichtliche Bezüge an. Das Eigene erscheint dem Fremden gegenüber aufgeschlossen.

Eine dritte Argumentationslinie befasst sich mit dem Umstand, dass das französi-

sche Engagement im Atlantik für die Krone nur die zweitbeste Lösung war, nachdem es nicht gelungen war, sich in Asien so umfassend wie angestrebt zu verstetigen. Daraus resultierte, so Wimpler in Anlehnung an bisherige Forschungen, eine erstaunliche Leerstelle im weiterhin auf Asien fixierten französischen Kolonialdiskurs, in welchem eben diese atlantische Welt nicht vertreten war. Sie plädiert nun dafür, diese Leerstelle auch mit einem fehlenden kritischen Impuls in Bezug auf Sklaverei zu erklären. Diese, so Wimpler, hätte vor den 1720er Jahren in der französischen Kolonialrealität nur eine geringe Rolle gespielt, weshalb sie auch im Diskurs nicht abgebildet wurde beziehungsweise werden konnte [sic!]. Hier zeigt sich die epistemologische Limitiertheit einer Herangehensweise, die ignoriert, dass die frühneuzeitliche europäische Expansionspolitik weder national verfasst noch einheitlich europäisch war. Selbstverständlich waren französische Akteure auch vor – großzügig formuliert – 1700 in beträchtlichem Ausmaß an Versklavung und Sklavenhandel beteiligt, wie Wimpler selbst zu Beginn ihrer Studie in einem aufschlussreichen Abschnitt zur Bedeutung der *Luso-Africans*, Kindern aus Beziehungen portugiesischer Männer und senegambischer Frauen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, für den französischen Handel mit westafrikanischen Händlern und Gütern (unter anderem Elfenbein, Ebenholz, Leder) sowie Menschen einräumt. Wirklich schwierig allerdings erscheinen der Rezensentin Passagen zu Darstellungstraditionen von »Afrikanern und Indianern« an französischen Bühnen. Wenn etwa formuliert wird, dass es sich bei den vielen auf den Bühnen dargestellten »Africans and Indians« »not really« um solche handelte, dann wird damit explizit das Bild »wirklicher« »Afrikaner und Indianer« evoziert – mithin Vorstellungen, denen durchaus die naive, gar gefährlich naive Fortschreibung potentiell rassifizierender Stereotype vorgeworfen werden kann.

Im Grunde lautet der Befund: Expansion war nicht einseitig gerichtet, auch die fran-

zösische nicht. Es gab mit der Etablierung Frankreichs im atlantischen Raum Rückwirkungen materieller, sensueller, medizinischer und religiöser Art. Das ist ein Befund, der im Lichte amerikanischer, britischer, niederländischer Forschungen zur Bedeutung der frühneuzeitlichen Expansion und Re-Organisation von Zentrum und Peripherie (Ann Lara Stoler / Frederick Cooper) nicht überraschen kann und auch in der französischen Forschung durchaus präsent ist, wie die Auswertung der französischen Literatur verdeutlicht. Am interessantesten sind die Passagen, in denen Wimmeler den Händlern anhand einiger archivalischer Quellen, etwa aus dem Bestand *Fonds Colonies* der *Archives Nationales d'Outre-Mer*, nach Sénegambia folgt und lokale Interaktionen nachzeichnen kann. Der Verzicht auf akteurszentrierte Analysen erscheint hier umso schmerzlicher, denn eine solche Perspektive würde eine zentrale Analyseebene, eben die der lokalen Interaktion, aktivieren.

CLAUDIA JARZEBOWSKI (BERLIN)

Kinderstube des Kapitalismus?

Sandra Maß, Kinderstube des Kapitalismus? Monetäre Erziehung im 18. und 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London; Bd. 75), Berlin/Boston (de Gruyter) 2018, 321 S., 16 Abb., 59,95 €

»Haste mal 'nen Euro?« Richtet sich dieser Evergreen städtischen Nahverkehrs an Eltern in Begleitung von Kindern, eröffnet sich nicht selten ein aufschlussreicher Einblick in heutige Erziehungsideale zum Thema Geld, die – mal im Brustton der Überzeugung, mal peinlich berührt – der Nachkommenschaft vermittelt werden. Von Fleiß und Sparsamkeit ist da die Rede, aber auch von Mildtätigkeit, Eigenverantwortung sowie den Unterschieden zwischen unverschuldeter und vermeintlich selbstverschuldeter Bedürftigkeit. Welches Wissen über Geld und Öko-

nomie wird durch solche Alltagspraxen in der Kindererziehung vermittelt und welchen Stellenwert hat dieser Aspekt der Erziehung für ein historisch gewachsenes Gesellschaftssystem, in dem Geld, wie Marx es nannte, nicht nur Mittel zur Schatzbildung und zum Äquivalenten-Tausch darstellt, sondern eben auch ein soziales Verhältnis abbildet?

Diesen Fragen widmet sich Sandra Maß in ihrer Studie für die Zeit vom frühen 18. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert. Dazu wertete sie eine Vielzahl von Quellentypen aus, die von gedruckten Quellen wie Schulbüchern, Kinderzeitschriften oder Elternratgebern bis hin zu Spielzeug und Spardosen reichen. Der geographische Fokus liegt auf England und den deutschen Staaten, wobei gelegentlich auch Quellen anderer (west)europäischer Länder und der USA mit einbezogen werden. Methodisch geht Maß dabei äußerst pragmatisch vor. Ihre Arbeit vergleicht, wo Unterschiede in den Blick genommen werden sollen, und sie erforscht Transfers, wo Überschneidungen und Einflussnahmen im Vordergrund stehen. Angelehnt an wirtschafts- und sozialhistorische Arbeiten etwa von Beverly Lemire und Gerhard A. Ritter geht Maß dabei davon aus, dass sich Diskurse und Erziehungsideale zum Thema Geld trotz nationaler Unterschiede letztlich in einem transnationalen, westeuropäischen Raum vollzogen haben, in dem Ähnlichkeiten und gegenseitige Beeinflussung klar überwogen. Diese Grundannahme zieht sich durch die gesamte Studie, etwa wenn Maß nachzeichnet, wie Erziehungsansätze in der entstehenden Pädagogik mühelos Grenzen überwandern.

Im ersten von insgesamt vier Teilen argumentiert Maß, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend nicht mehr Geld an sich, sondern der individuelle Umgang mit Geld als potenziell gefährlich und damit regelungsbedürftig angesehen wurde. Mit dieser allmählichen Akzentverschiebung rückte auch die Erziehung von Kindern im rationalen Geldgebrauch in den Fokus pädagogischer Debatten. Pädagogen sprachen